



PD Dr. Morten Reitmayer (Trier)
Sozialgeschichte und Ideengeschichte

6.12.2011

Im zweiten Vortrag der Reihe "Sozialgeschichte – eine Disziplin wird neu gedacht" sprach der Trierer Historiker Morten Reitmayer über das Verhältnis der Sozialgeschichte zur Ideengeschichte.

Im Zentrum seiner Ausführungen stand die Überlegung, die Ideengeschichte stärker als bisher für die Sozialgeschichte nutzbar zu machen. Erste Versuche in diese Richtung, etwa von Reinhart Koselleck in den 1970er Jahren, konnten sich nicht durchsetzen, da die Sozialgeschichtsschreibung sich damals auf die „realen“ Verhältnisse als Untersuchungsgegenstand fokussiert habe. Umgekehrt zeigte sich aber auch die Begriffsgeschichte (Ideengeschichte) wenig anschlussfähig, da sie sich überwiegend auf Eliten konzentrierte und epochenübergreifende Entwicklungen zum Gegenstand hatte. Ideengeschichtliche Ansätze finden sich heute in der Intellectual History, Biographiegeschichte, Generationengeschichte und der historischen Diskursanalyse. Gerade Letztere leide aber darunter, dass die sozialen Bedingungen des Diskurses häufig ausgeblendet würden.

Wie kann nun die Ideengeschichte für die Sozialgeschichte fruchtbar gemacht werden? Ausgehend von der Definition von Ideen als „gedachter Ordnung“, plädierte Morten Reitmayer dafür, an Alfred Webers Theorie von der Welt als ein System von Zeichen anzuknüpfen. Ein sozialer Raum wäre demnach mit einer bestimmten symbolischen Ordnung gleichzusetzen. Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata machten soziales Handeln erst „Sinn“-voll. Soziale Kämpfe sind demnach zu einem großen Teil Auseinandersetzungen um Wahrnehmung und Bedeutung. Über einen Großteil der Ideen, die eine soziale Ordnung konstituieren, sind sich allerdings die jeweiligen Akteure nicht bewusst. Diese „doxa“ (Pierre Bourdieu) sind Wissensbestände, die stillschweigend hingenommen werden, aber erst in der Retrospektive erkennbar sind. Beispielsweise ist ein Klassenkampf nur mit der „doxa“ von Klassen möglich. Reitmayer plädierte mit Bourdieu dafür, Ideen nicht als „Ideologien“ identifizieren zu wollen, sondern sie als Leistungen zu rekonstruieren, die eine soziale Ordnung erst möglich machen.

Ausgehend von diesen Überlegungen schlug Reitmayer eine Art Arbeitsteilung zwischen Sozialgeschichte und Ideengeschichte vor. Erstere sollte sich für die Ideen, letztere für deren Konstruk-



tion interessieren. Die Sozialgeschichte müsse sich also auf die Anforderungen und Interessen derjenigen Akteure konzentrieren, die sich mit der Verbreitung von Ideen beschäftigen, beispielsweise den Intellektuellen.

Am Beispiel der Kulturzeitschriften in der Weimarer Zeit und in der Bundesrepublik zeigte Reitmayer auf, dass das intellektuelle Feld durch die Dominanz der "Richtungszeitungen" in der Weimarer Zeit kaum verbunden war. Ab 1930 habe sich diese Tendenz noch radikalisiert und zu einer Segmentierung der Ideenlandschaft geführt. Die Frage, warum sich diese Tendenz nach 1945 nicht durchsetzte, könne allein aus der Eigenlogik des intellektuellen Feldes beantwortet werden. So führte etwa der Wettbewerb um wenige Redakteure dazu, dass auch Journalisten mit einer abweichenden Meinung notgedrungen eingestellt werden mussten.

Sozialgeschichte müsse also, so machte die dem Vortrag folgende Diskussion deutlich, die Urheber von Ideen, die dahinter stehenden Akteure in den Blick nehmen. Dieser Ansatz betont den engen Zusammenhang von Interpretationsschemata und sozialen Verhältnissen, die sich etwa mit Hilfe der Feldtheorie Pierre Bourdieus untersuchen ließe. Wichtig ist, dass hier Akteure und die sozialen Bedingungen ihres Handelns im Zentrum stehen sollten und nicht ein davon abstrahierter Diskurs.

Autor: Tobias Laible